

(Nachdruck verboten.)

## 2) Das tägliche Brot.

Roman von E. Viebig.

Ella hatte sich der Schwester an den Arm gehängt und tuschelte ihr noch allerlei in die Ohren. „Schaff der bald 'nen Schatz an — mit Freierns Emil war's doch nicht — einen von's Militär, hörste, 'nen Schneidigen! Und schreib mer ooch dervon!“

Mine nickte. „Kannst der Freiern nur sagen, ihr Emil kann mir jetzt den Buckel lang rutschen; um den wer ich mer wahrhaftig nich mehr haben.“

„Das glaub ich. Un höre, Mine, schickst mer ooch bald ne schöne Schürze, oder sonst was. Ich tu der davor ooch mal wieder en Befallen.“

Mine versprach alles. Wie Schatten glitten an ihrem umflorten Blick die stillen Hütten rechts und links vorüber; noch schliefen die Nachbarn, nur ganz in der Ferne klappten zwei Dreschflügel — Klip Klap — Klip Klap.

Am allerletzten Haus, wo der Meilenstein an der Chaussee steht — Schwerin a./W. 7,6 Kilometer — nahmen die Geschwister Abschied.

Nüchtig schritten Mine und Max, den Korb zwischen sich, über die einsame Chaussee.

Noch war die Sonne nicht ganz durchgebrochen, sie kämpfte noch immer. Auch der feurige Schein auf dem Gipfel des Golmücker Sandbergs war wieder erloschen, die Kiefern waren nicht mehr rot angestrahlt. Dichte weiche Schleier hüllten den goldnen Ball wieder ein; über die Acker, rechts und links vom Weg, flogen weiße Nebelfetzen, vom Morgenwind getrieben. Es graute und braute in den Gründen und wogte und quirkte. Leise tropfte es von den Chausseebäumen, die Gräser am Grabenrand glänzten versilbert, und die niedrigen Bacholderbüsche trugen Schleierhauben.

Die Gestalten der beiden Geschwister gingen wie in lauter Dämpfe gehüllt. Das lange Band an des Mädchens Hut flatterte im feuchtsrischen Herbstwind; jetzt wurden die Weiber Röcke fest an den Körper gebeißt, jetzt blähten sie sich gleich Segeln in der unruhigen Morgenluft.

Kommen mer ooch nich zu späte, Maxe?“ fragte Mine ängstlich und beschleunigte ihre Schritte. „Die Zesebahn geht gegen sieben — weckte 's ooch genau?“

„Zeit de Masse,“ sagte der Bursche phlegmatisch. „Wenn doch nich ju! Kannst's wohl nich mehr dewarten. Na, paß uf, wann ich beis Militär komme, mach ich ooch nach Berlin.“

„Da freu ich mer, wenn de kommst!“

„S, da wirschte wenig von mer zu sehn kriegen. Da hab ich mehr zu tun; bei der Garde seh ich alle Tage den Herr Kaiser. Un ich laß mer den Schnurrbart stehn. Un Sonntags geh ich tanzen. Das wird en Leben!“ Er reckte seine schlankte Gestalt noch höher und drückte die Brust heraus. „Da wird mer mal usatmen, beis Militär!“

Sie lachte ihm ins Gesicht. „Drillen werden se der!“ Er maß sie mit einem verächtlichen Blick. „Was Du weckst, dumme Trine!“

„Dummer Bengel!“

Mit einem plötzlichen Ruck setzte er den Korb nieder.

„Da, kannst Der Deinen Dreck alleene tragen.“

„Aber Maxe!“

„Nä, nä, ich will nich, Du bist mer zu frech!“

„Aber Maxe, Du has doch angefangen! Ich han ju gar nicht gesaot. Maxe, faß doch an, die Zesebahn wart nich! Maxe!“

Dummtrotzig und breitbeinig stand er da, hatte ein Götzchen aus der Westentasche gezogen und stocherte sich damit in den Zähnen. „Da siehste 'ich, immer kujonieren — nä, nä. Der Alte kujoniert, der Alte kujoniert, un nu willst Du ooch noch kujonieren?! Ich bin froh, daß de fortmachst, Du Drache!“ Er sah sie mißmutig an; dann spuckte er aus. „Verfluchte Schinderei! Nä, nä, nur keen Bauer! Nä, ich will nich. Du has 's gutt, Du machst nach der Stadt.“

„Maxe, so helf mer doch! Maxe!“ Sie legte sich aufs Witten. „Ich schick Der ooch was Scheenes.“

„Wahrhaftig?“ fragte er mißtrauisch.

„Wahrhaftig.“

„Na, denn los!“ Schnell verjöhnt lachte er sie an, daß man seinen letzten Zahn sah. Rascher eilten sie voran. Mines blühende Wangen wurden röter und röter, sie hastete sich in Angst wegen der Eisenbahn. Max fluchte schon.

Da — Rädergeroll hinter ihnen. Sie sahen sich um. Aus dem Nebelgewoge, in dem das Dorf verschwunden war, löste sich ein dunkler Gegenstand und kam rasch näher. Ein Pferdekopff schnaufte sie an, ein Kalb blöfte. Das war wohl der reiche Bauer Obst aus Kofitten, der ein Mastkalb nach Schwerin zu Markte fuhr.

„Morjen.“ Bescheiden traten die zwei an den Grabenrand.

„Morjen.“

Eine helle Mädchenstimme schrie: „Ihr müß Euch scheene schleppen!“

Ueberrascht blickte Mine auf — ei, war das nicht Fidlers Berta, die Tochter von der „Weissen Frau“?!

Richtig, da tauchte ihr blonder Kopf hinten im Wägelchen neben dem Kalb auf! Sie hatte dem großäugigen, ängstlich dreinblickenden Tier den Arm um den Hals gelegt und lachte nun übermütig. „Wir beide vertragen uns ganz gutt, was meenste, Schatz? Muß!“ Sie küßte das Kalb auf die Schnauze.

Der Wagen hielt; der Bauer mußte sich ausschütten vor Lachen. „Nä, is das eene! Sahahaha!“ Die konnte einem den Weg verkürzen. Gut, daß er der erlaubt hatte, aufzusitzen, als sie ihn in Golmütz anhielt.

„Seid Ihr nich ooch aus Golmütz, dem Barthel Geinze seine?“ rief er wohlgelaunt die Geschwister an. „Steigt nur ooch uf!“

Nun hätte Max füglich umkehren können, — der Reiseforb stand ganz gutt hinten im Wägelchen, die beiden Mädchen setzten sich darauf — aber Schwerin ließ er sich nicht so leicht entgehen. Es war ihm ein Hochgenuß, die Hände in den Hosentaschen, die Zigarre im Mund, über das holprige Pflaster des Städtchens zu schlendern. Wie ein Herr! Und so froch er eilends, der Schwester nach, hinauf und kauerte sich, wie ein Türke mit untergeschlagenen Beinen, zu Füßen der Mädchen nieder. Das ängstliche Kalb guckte ihm über die Schulter.

„Machste nach Berlin?“ fragte Fidlers Berta Geinzes Mine.

„Ju ju. Und Du?“

„Doch nach Berlin.“

„Ei, das trifft sich scheene! Da können mer uns ju zammmentun!“ Mine vergaß ganz, daß ihr Fidlers Berta nie recht gefallen hatte, und daß sie bis dahin kaum mit der gesprochen.

Sie waren auch wenig in Berührung gekommen. Mine schaffte hart auf dem Feld; die Witwe Fidler hatte keinen Acker, die war mehr städtisch. So sah die blonde Berta am Fenster hinter den halb zurückgezogenen Gardinchen und häfelte Kantens; oder wenn's hoch kam, schlenderte sie in den kleinen Garten am Haus und wirtschastete ein bißchen an dem schmalen Gemüsebeet herum. Meist aber waren der Salat und die Rüben von Unkraut überwuchert, und die Tochter, in einer zierlichen Schürze, stand an der Haustür und schwatzte mit den Kunden der Mutter. Frau Fidler war viel begehrt und mehr auswärt's auf den umliegenden Ortschaften als daheim.

Jetzt wo Mine so allein hinaus in die Fremde sollte, zu lauter Unbekannten, kam ihr die Berta wie eine Freundin vor. Sie preßte zutraulich deren Hand.

„Nä, wie mer das aber freit! Warum hastie merch denn nich ehnder gesaot, daß de ooch nach Berlin machst?!“

Die andre lachte. „Keenen Schimmer nich han ich vörher davon gehatt! Es gefällt mer aber uf eenmal nich mehr ze Haus. Alles alleene klauen — de Mutter is immer weg un wenn se zu Haus is, kippt se eenen; und dann schnarcht se entweder, oder se räsoniert. Das paßt mer noch lange nich. Un als se gestern so geschimpft hat, dacht ich: „Na wart!“ Seit nacht is se beim Bauer Reim zu Liebuch, der hat se gestern abend mit dem Wägelchen geholt; de Frau kriegt's sechste. Da läßt se sich's immer wohl sein, da dauert's lange.“

Wenn se von da wiederkommt, bin ich bald in Berlin. Haha-haha!" Sie lachte ihr helles Lachen.

"Nä — aber," stotterte Mine ganz verblüfft,

"Recht hat se," brummte Max beifällig.

"Was ich brauch, han ich vorerst," sagte Verta und stieß mit dem Fuß an ein nachlässig zusammengerolltes Bündel und eine Pappschachtel, die sie unter das Kalb geschoben. "Das andre Gelumpfe kann se behalten; da is nisch mit los. In Berlin schaff ich mer doch alles neu an. Du sollst mal sehn, was ich forn Gutt krieg! Vom erschten Lohn wird er angeschafft." Sie hielt den hübschen Kopf so aufgerecht, als trüge sie schon einen Florentiner mit lauter weißen Federn darauf.

"Du bis eenel!" stieß Max hervor und betrachtete sie mit Bewundernden Blicken.

Sie fuhr ihm mit leichter Hand ums Kinn. "Gefall ich der? Das ist recht, Jüngelchen!"

(Fortsetzung folgt.)

## Warum?

Von Ilse Frapan-Alunian,

(Schluß.)

Verzerrt von Hunger und Kummer, die schwieligen Arbeits-hände machtlos, mit hageren Armen, gebeugtem Rücken, krummen Weinen, schmutzig, zerlumpt, elend, ausgestoßen, trocken die zwei Gestalten über die einsame Straße an dem breiten, stummen, überfließenden Schloßgraben hin, hinter dem die üppigen Wipfel sich bogen und das weiße, prächtige, leere Schloß lauschte.

Die Frau seufzte laut auf; die Schnur entglitt ihrer Hand, sie sank am Grabenbord zusammen.

Der Mann sah sich um und starrte sie hoffnungslos an.

"Marielen?"

Da sie keinen Laut von sich gab, kam er heran: "Magst woll nich mehr?" sagte er langsam.

Sie lob ein wenig die roten Augen, aus denen die Tränen liefen.

"Nee," seufzte sie, "s all!"

Er streckte die Hand aus, um sie in die Höhe zu ziehen.

"Dat mi liggen," sagte sie.

Er nickte und ließ sich schwer zu Boden fallen, nicht weit von ihr.

"Jd bün oof — solwiet —," sagte er, seinen Kopf mit der Hand schühend: "Nu hagelt'it oof noch."

"Dat hageln."

"Ward oof all Nacht."

"Dat Nacht warn."

Sie sahen und neigten die Köpfe, auf die der Hagel schlug.

"Gottlow un Dank," sagte die Frau, plötzlich stärker auf-

weinend.

Sein Gesicht fürchte sich.

"Wat seggst Du?"

Sie legte die Hände zusammen.

"De Lütten sünd ünner Dad."

"Gen Glück, dat wi ehr nich mit hebbit," sagte er.

"Se ward ehr woll 'n beetten Melk un Brot geben, nich?"

Der Mann zuckte die Achseln.

"Ja, Marielen, id glöw dat oof!"

Der Hagelschauer war vorüber, weiß lag es in den Rissen und Furchen des Bodens. Schauernd in den nassen Lumpen hockten sie am Grabenrand, zu erschöpft, um aufzustehen.

Seit drei Tagen waren sie unterwegs, um Arbeit zu suchen.

Arme, arbeitslose Arbeiter, was gibt es Aermerees auf der Welt? Ehrliche Leute, die von ihrer Hände Arbeit gelebt haben bis jetzt, und die die Arbeitshand nicht zum Betteln ausstrecken können, was gibt es Hilfloseres?

Wer waren sie? Zwei Namenlose, zwei mit Hirn und Blut begabte Maschinen, die bei dem letzten Streif brotlos gemorden. Er war nicht unmittelbar beteiligt gewesen, er gehörte nicht mit zur Organisation, er war nur ein ganz bedeutungsloser Gelegenheitsarbeiter. Aber er hatte Partei ergriffen für seine Freunde und Lebensgenossen, er hatte — so lautete die Anklage — Arbeitswillige mit Gewalt von der Arbeitsstätte fern zu halten gesucht. Die Anklage war unwahr. Es hatte keiner Gewalt bedurft, um die neu Zugezogenen zurückzuhalten. Einfache Worte, eine Darlegung ihrer Lage hatte genügt. Aber er hatte trotzdem eine monatliche Gefängnisstrafe zu verbüßen, und als er herauskam, gab es keine Arbeit wieder.

Der Hauswirt, den er nicht bezahlen konnte, nahm ihm die wenigen Sachen, die letzten Kleider, und setzte ihn mit Frau und Kindern vor die Tür. Den Arbeitslosen, Brotlosen nahm niemand auf, sie blieben ohne Obdach.

Sein Leben lang hatte er gedurft, ihr Leben lang hatte die Frau gedurft — der Lohn reichte gerade hin, um das arme Leben

zu fristen. Aber sie waren doch eine ordentliche Arbeiterfamilie gewesen, so gut und so schlimm daran wie Millionen anderer. Heute waren sie obdachlose Landstreicher, nutzlose, ausgestoßene Menschen, mit Hunger im Magen, mit Angst im Herzen, und mit der ungeheuren, fassungslosen Bewunderung darüber, daß man sie nirgends mehr haben wollte.

Vor drei Wochen hatte die Frau geboren. Das Kind lebte so gut wie seine zwei älteren Geschwister, aber die Mutter konnte nicht bei ihnen bleiben, sie mußte ihnen erst durch ihre Arbeit ein Obdach und Nahrung schaffen. Mit dem Manne war sie jetzt weggegangen, Arbeit zu suchen. Eine gutwillige Nachbarin hatte die drei Kleinen einstweilen behalten. Sie hatte ihr dafür ihren Hut und ihre Schuhe gegeben. Nacht und bloß hatten sie sich auf den Weg gemacht. Die Frau zerfloß fast in Tränen über die Trennung von ihren Kindern; der Mann war wie verfeinert von dem Unglück, das sie betroffen.

Arbeit und Obdach! Arbeit und Obdach! Seit drei Tagen wanderten sie, vom Gewitterregen verfolgt, auf unbefannten Wegen.

Sie waren aus der Großstadt, keine Fußwanderer. Ihre Füße schwellen und wurden wund, der Hunger quälte. Man wies sie überall ab, denn für Arbeiter sahen sie zu heruntergekommen aus, und für Landstreicher waren sie zu ungewandt. Scham und Erschöpfung ließ sie fast nichts sagen. Dazu die Furcht vor den Gendarmen.

Der Mann grubelte fort und fort. Die Erde hatte keinen Platz für sie. Für sie brannte kein Herdfeuer, lodte kein Suppentopf, stand kein Bett bereit, nicht einmal ein Strohlager. Dieser furchtbare Gedanke, dieser tödende Gedanke setzte sich in des Mannes Kopf fest, bis er jede Spur von Lebenskraft und Lebenswillen erschlagen hatte.

Die Frau litt körperlich schwer und weinte um ihre Kinder.

Und nun lagen sie hier am Grabenrand im Schmutz, und hinter den Wipfeln, die ein kühler Wind bewegte, schimmerte das weiße Schloß, das leere Schloß, mit seinen zweihundert Zimmern voll weicher Polster und schwellender Divans, voll von weichen, sauberen, duftenden Betten, so groß wie eines armen Mannes Tanzsaal, Betten, die niemand besteigt, seidene Armstühle, die keinen erquicken.

Die Frau zeigte mit der matten Hand; ihre geschwellenen Augen sahen nicht deutlich mehr.

"Is dor 'n Hus?"

"En Hus? Nee, wonehm denn, Marielen?"

"Dor, dücht mi, achter de Böhm."

Der Mann blickte gleichgültig nach dem Schloßgarten.

Ein neu heranziehender Wettersturm rüttelte die Bäume, rih die Kronen boneinander, und auf einen Augenblick enthüllte sich das weiße, seelenlose Geheimnis der Mauern und Fenster und Türme.

Und auch die Schildwache war zu sehen.

Der Mann spie seitwärts auf den Boden.

"Nee, Marielen, dat is keen Hus."

Mi dücht doch, dat id Finster seh —."

"Ach, dat is ja bloß de oll Palast, weest Du woll, Marielen?"

"Ach del! Wo kamt wi denn oof dorhen!" seufzte die Frau und warf sich lang auf den Boden.

Der Mann blickte zu der Schildwache hinüber.

"Kumm, Marielen, wieder gahn."

Sie rührte sich nicht.

"De Posten dor — he kiest all röber, — kumm, stah op."

Sie öffnete die Augen, ängstlich, erschrocken. Wankend stand sie auf.

"Wonehm is de Posten?"

"Dor — he kiest all her! So heit' Gewehr in 'n Arm. Kumm, kumm, gau!"

Sie machten ein paar eilige Schritte. Die Frau leuchtete.

"Wokeen mahnt denn dor in 'n Palast?"

"Wokeen? Keen Een. Wat geiht mi dat Dings an? Nee, hür' to, Marielen, — id dent — wi wöllt dat nu dohn, — hier is dat still — keen Minsch so wiet — hier gliest op de Stell."

Er nahm den Stock und stieß ihn in den Graben zwischen die fetten, grünen Algenknäuel. Er fand keinen Grund.

"Hier geiht'it ganz good. Wist Du, Marielen? Du seggst je oof, Du magst nich mehr."

Ihre Augen wurden plötzlich weit und angstvoll. Sie klammerte sich an seinen Arm.

"Wat beberst Du so, Marielen? Wist Du bang? Is ja man 'n Ogenblick. Gliest sünd wi weg."

"De Küll'! bloß de Küll'!" flüsterte sie mit blauen Lippen, "und denn — min Kinner."

Er nahm die Schnur mit dem Paß und band sich eng mit der Frau zusammen. Er war ganz ruhig.

"En Steen deicht woll nödig. De Paßen is nog."

Mit der letzten Kraft ihrer sinkenden Arme umschlang die Frau ihres Mannes Hals.

Er ballte die Faust.

"Verflucht! Verflucht! — Stah woll, Marielen."

Sie küßten sich und sagten sich noch einmal gute Nacht, und unter dem Kusse zog er die Frau von dem weichen Grabenrand hinab in das braune aufsprühende Wasser. Kein Schrei, kein Zurückbäumen, kein Bereuen. — —

Sie sanken gleich. — —

Aber dann — nach einer Weile — erhob sich ein Kopf über Wasser, des Mannes Kopf mit wild aufgerissenen Augen. Er wollte herauf, zurück, aber wie Blei hing die Frau an seinem Halse. Er schüttelte sie, sie regte sich nicht, er sah ihren offenen bleichen Mund, die toten, verlassenen Augen.

Da schrie er auf, grell, fürchterlich, heulend wie ein Tier. Die Vögel flogen davon, die Blätter erbebten. Er sah das leere Schloß hinter den Bäumen, er verstand alles, er begriff alles, er fand eine neue Sprache auf seinen armen blöden Lippen, einen hellen fliegenden Schein in seinem dumpfen, dunklen Hirn.

„Warum? Warum? Da wär' ja Platz! Da wär' ja ein Dach! Da wär' ein Lager! Da wär' ja Obdach für Tausend für uns! Stuben und Betten und Tische und Keller. Alles da, was man braucht! Viel mehr als man braucht! Und wir? Und wir? Wir ersaufen im faulen Graben! Wir verfaulen hinter der Heide! Wir verhungern im Brennesselkraut! Warum tun wir das? Warum sind wir so feig? Warum sind wir so toll? Warum? Warum?“

Und das neue Licht wirbelte um ihn, er fühlte schon sich sinken, atemlos leuchtend versuchte er, den Kopf seiner Frau emporzuheben:

„Marielen,“ schrie er gurgelnd, „waat wedder op; waat gau op! Da is ja Platz op de Eer! Platz vor all' un jedwerein! Wi wölt rin gahn! Wer hett seggt, dat id bang bün? Id bün nich mehr bang! Nich mehr — nich mehr bang — — —“

Das schmutzige Wasser drang ihm unaufhaltsam in den Mund, erstikte ihn; er sank zurück; einmal noch schlug die anklagende Hand in die Höhe, dann verschwand alles unter der Algendede.

Weiß und prächtig stand das leere Schloß, aber es war nicht mehr, was es gewesen; es knisterte und krachte in den Mauern; was unversehrt schien, war getroffen; kein Blick von oben — der Schrei aus der Tiefe hatte das Fundament gespalten.

(Nachdruck verboten.)

## Die neuaufgefundenen ältesten menschlichen Skelettreste.

Von Dr. Ludwig Reinhardt.

I.

Bis jetzt sind nur vereinzelte und dazu noch meist in ihrem wirklichen Alter schwer zu bestimmende Ueberreste des Menschen gefunden worden, so daß es als ein höchwichtiges Ereignis begrüßt werden muß, daß kürzlich zwei neue Funde gemacht wurden, die weit aus die ältesten menschlichen Skelettreste bedeuten und unsere Ahnen mit Sicherheit um einige Hunderttausend Jahre zurückverfolgen lassen. Was will das heißen, wenn man bedenkt, daß die als uralt angestaunten ägyptischen Mumien nur etwa vier- bis fünftausend Jahre alt sind und die Skelettreste der Gräber der jüngeren Steinzeit in der Regel nicht sehr viel älter sind. Allerdings lebten die Mammut- und Renntierjäger der frühen Neandertalzeit, die uns stellenweise, besonders in Südwestfrankreich und Nordspanien, ihre merkwürdig naturgetreu gezeichneten und teilweise mit bunten Erden bemalten Tierdarstellungen an den Höhlenwänden hinterließen, nachweisbar vor zwanzig bis fünfundsiebzigtausend Jahren. Doch haben sich von ihnen wie von den bedeutend älteren Menschen der eigentlichen Eiszeit nur ausnahmsweise einzelne Bruchstücke von Skelettknochen erhalten, so daß wir erst seit kurzem die Eigentümlichkeiten ihres Körperbaues genauer kennen gelernt haben.

Die älteste bis dahin in ihrem anatomischen Bau bekannt gewordene Menschenrasse, die um die Wende der vorletzten Eiszeit und in der ersten Hälfte der sogenannten Waldphase der letzten Zwischeneiszeit, d. h. nach den neuesten geologischen Bestimmungen vor wenigstens dreihunderttausend Jahren lebte, war die Neandertaler, so genannt nach dem im Jahre 1856 von Dr. Fuhlrot aus Elberfeld in Neandertal bei Düsseldorf für die Wissenschaft geretteten Knochenresten, besonders einem überaus massiven Schädeldach mit niedriger, fliehender Stirne und starken Ueberaugenwülsten, Eigentümlichkeiten, die dem heutigen Menschen vollkommen fehlen und, statt für normale aber altertümliche, für krankhafte und nicht sehr alte Bildungen angesehen wurden.

Die richtigen Anschauungen über die Merkmale dieses Menschen gewann man erst, als in Frankreich, dann in Mähren und zuletzt in Kroatien noch weitere Ueberreste von ihm gefunden wurden, in Begleitung von typischen Feuerwerkzeugen, die wir nach dem Vorgange des Pariser Altertumsforschers Gabriel de Mortillet nach einem der ersten bekannt gewordenen Fundorte, Le Moustier in Südwestfrankreich, als Moustérien bezeichnen. Besonders der vom Agrarier Geologen Prof. Gorjanovic-Ramberg vor einigen Jahren bei der Ausräumung einer ehemaligen Höhle bei Krapina in Kroatien gemachte Fund war von großer Bedeutung, indem an einer einstigen Herdstelle mit Ueberresten von Aische und Kohle außer zerschlagenen und teilweise angebrannten Tierknochen gegen fünfhundert ebenfalls zerschlagene und teilweise angebrannte Knochenbruchstücke von insgesamt zehn Individuen verschiedenen Alters und Geschlechts des Menschen ge-

fundun wurden. Diese müssen einst hier in dieser Höhle von übelwollenden Nachbarn überrumpelt, niedergemacht und verspeißt worden sein, wobei nicht nur die Schädel zur Entnahme des Gehirns, sondern auch die Markknochen zur Erlangung des lebenswarmen wie das Blut und die Eingeweide als Lederbissen verzehrten Markfettes eröffnet wurden.

Das waren die ältesten sicher beglaubigten menschlichen Ueberreste, und in so wenig vorteilhafter Weise präsentierten sich der Mensch bei seinem ersten Auftauchen aus dem Dunkel der Vorgeschichte, bis im Laufe dieses Sommers ein noch weit älterer Fund in Südwestfrankreich gemacht wurde, der uns unseren Ahnen auch von einer weit liebenswürdigeren Seite, denn als mittellosen Verzehrter von seinesgleichen zeigt. Diese hochwichtige Entdeckung verdanken wir einem schweizerischen Archäologen, Herrn Otto Hauser, in Basel, der seit vier Jahren die schon längst bekannten, aber unvollständig erforschten, der älteren Steinzeit angehörende Fundorte und dazu noch verschiedene neue, von ihm selbst aufgespürte, systematisch ausgräbt in Anlehnung an eine von ihm selbst durch einen geübten Geometer vorgenommene Landesvermessung des betreffenden Gebietes, welche die absoluten Höhen über Meer der einzelnen Fundschichten und der in ihnen gefundenen Feuersteinwerkzeuge oder sonstigen Fundobjekte zu bestimmen erlaubt.

Im oberen Tale der Vézère in der Dordogne liegt an einer Talbergzweigung unter einer jähren Felswand aus weißem Kreidestoff der Ort Le Moustier, auf dessen unterer Felsstufe die Pioniere der prähistorischen Forschung, Lartet und Christy, schon zu Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine an typischen Werkzeugen aus Feuerstein reiche Fundschicht ausbeuteten, die, wie bereits erwähnt, der Kulturstufe des Neandertalers den Namen Moustérien gab. Zehn Meter unterhalb jener Terrasse begann Herr Hauser im November 1907 in einer bis dahin durch moderne Bauten der wissenschaftlichen Erforschung unzugänglichen kleinen Höhle zu graben, aus der in der Folge eine Menge ausschließlich der Acheuléenkultur angehörender Feuersteingeräte zutage gefördert wurden. Diese dem Moustérien vorausgehende Kulturstufe aus dem letzten Viertel der ganz außerordentlich lange währenden vorletzten Zwischeneiszeit ist besonders durch eigentümliche mandelförmig zugeschlagene flache Faustteile aus Feuerstein charakterisiert, und hat ihren Namen von demselben Gabriel de Mortillet von einem ihrer berühmten Fundorte bei St. Acheul, einer Vorstadt von Amiens in Nordfrankreich. Sie ist eine Weiterbildung des noch älteren und primitiveren Chelléen, so genannt nach dem Fundplatze der diese Stufe kennzeichnenden, grob zugeschlagenen, großen, dicken Faustteile bei Chelles an der Marne.

Bis zum 7. März vorigen Jahres waren fast ausschließlich Feuersteingeräte, besonders zahlreiche Faustteile des Acheuléen, aus der an der Basis der Felswand erschlossenen Höhle von Le Moustier herausgeschafft worden, als am Nachmittag dieses Tages dem Vorarbeiter beim Graben in 1,8 Meter Tiefe, ganz nahe dem schüßenden Felsbache, einige Knochenfragmente auf die Schaufel fielen, die er sofort richtig als menschliche Extremitätenreste erkannte. Der seiner Weisung gemäß sofort davon benachrichtigte Herr Hauser kam alsbald herbei, obgleich er der überaus wichtigen Botchaft zunächst keinen Glauben schenkte. Und als er sah, daß die vom Vorarbeiter geäußerte Vermutung vollkommen richtig war, und Bruchstücke eines menschlichen Unterschenkelknochens waren, ließ er die Grabung sofort unterbrechen und die Fundstelle hoch mit Erde bedecken, um die noch im Boden ruhenden Skelettreste vor den für sie verderblichen Witterungseinflüssen zu schützen.

Freitag, den 10. April wurde in Gegenwart einer Anzahl französischer Beamten und Aerzte der Gegend das Skelett soweit freigelegt, daß der Schädel sichtbar wurde, und ein notariell ausgefertigtes Protokoll mit den Unterschriften der anwesenden Zeugen aufgenommen, um von vornherein alle Zweifel an der Echtheit der in vollkommen unberührten Schichten liegenden kostbaren Reste zu beseitigen. Mit der definitiven Hebung seines einzigartigen Fundobjektes wartete Herr Hauser bis nach Beendigung des Frankfurter Anthropologenkongresses eine aus neun namhaften Prähistorikern und Anthropologen bestehende Gesellschaft, worunter die Professoren Hans Virchow, Karl von der Steinen und Gustav Kossinna aus Berlin und Herrmann Naatsch aus Breslau, auf seine Einladung hin am 9. August im Vézère-tale eintrafen.

Als man mit der höchst sorgfältigen Ausgrabung der Skelettreste begann, zeigte es sich sofort, welche ungeheure Schwierigkeiten der überaus morsche Erhaltungszustand dieser uralten Knochenreste, die bei der Freilegung zum größten Teile in Staub zerfielen, der Hebung bereiteten. Besonders von einer Lösung des ganzen Schädels konnte durchaus keine Rede sein, und so versuchte Prof. Naatsch, als der in solchen Dingen geübteste, mit Herrn Hauser zusammen von den kostbaren Resten zu retten, was nur anging.

So wurde in mühevoller anatomischer Präparation Stücken für Stücken unter beständiger Feststellung der Zusammengehörigkeit und unter Fixierung des Bildes der gegenseitigen Lage durch photographische Aufnahmen herausgelöst, bis die überaus schwierige Arbeit am 11. August vollendet war. Die zunächst durch Durchtränkung mit Leim gehärteten Einzelstücke wurden nach ihrer Austrocknung sorgfältig in Watte verpackt und nach Breslau ver-

bracht, wo sie durch Prof. Naack mit Hilfe von Plastikern kunstvoll zu einem Ganzen zusammengefügt wurden.

Am 5. November wurden die restaurierten Stücke bei Gelegenheit eines Vortrages von Herrn Häuser in einer wissenschaftlichen Gesellschaft Hamburgs zuerst gezeigt, dann auch in Berlin und Frankfurt a. M. vor einem geladenen Publikum demonstriert. Am 21. November hatte ich mit einem St. Galler Prähistoriker, Herrn Emil Bächler, als einzige Schweizer, die große Vergünstigung, die für uns nach Basel gebrachten kostbaren Dokumente einen ganzen Vormittag hindurch untersuchen zu dürfen.

Was war das für ein unvergeßlicher Moment, als mir der trefflich restaurierte Schädel dieses uralten Acheuléenjagers, der nach einer sehr bescheidenen, durch geologische Untersuchungen festgestellten Schätzung vor etwa 400 000 Jahren lebte, in seiner tierischen Urvüchsigkeit entgegenrinsel! Das war ein Vertreter jener noch halb als Tiere unter Tieren hausenden Vorfahren des heutigen Europäers, und eine größere innere Erregung ergriff mich, als da ich im vorletzten Sommer zum ersten Mal im Provinzialmuseum in Bonn die Ueberreste des berühmten Neandertalers in Händen hielt! Das war fürwahr kein Mensch von unserer Art, der diesen unheimlich an die Menschenaffen erinnernden Schädel sein eigen nannte! Fassen wir nun in Kürze zusammen, worin sich dieser Ureuropäer von den heutigen Bewohnern Europas unterschied.

Zunächst sei konstatiert, daß diese Menschenrasse im allgemeinen dem zwar etwas jüngeren Neandertaler sehr nahe stand, wenn sie sich auch durch einige altertümliche Merkmale von jenem unterschied. Diese Ureuropäer waren noch recht klein, jedenfalls unter Mittelgröße. Unser Individuum von Le Moustier war ein etwa 18jähriger Jüngling von annähernd 148 Zentimeter Körperlänge. Die Gelenkenden seiner Röhrenknochen waren noch nicht knöchern mit den Schäften verbunden, die dritten Molaren oder Weisheitszähne waren noch nicht durchgebrochen und der linke untere Milchzahn war anormalerweise noch in Tätigkeit, während der bleibende Eckzahn tief unten in der Knochenlade saß.

Besonders auffallend an ihm, wie auch am Neandertaler, war die Gebundenheit und Kürze der Glieder, besonders der Vorderarme und Unterschenkel im Verhältnis zu dem langen Rumpfe, ein Verhältnis, das heute nur die Kinder in den ersten Lebensjahren aufweisen als Reminiszenz an frühere Entwicklungsstufen, bei denen dieses Verhältnis noch bei den Erwachsenen herrschte. Erst im Verlaufe des späteren Wachstums strecken sich bei ihnen die Glieder, bis die heute bei den Erwachsenen normalen Verhältnisse eingetreten sind. Eine andere Eigentümlichkeit, die er mit dem Neandertaler gemeinsam hatte, war die enorme Krümmung der Speiche, eine Biegung des Oberschenkels nach vorne und ein Bau des Knies, die sich bei keiner jetzt lebenden Menschenart mehr, sondern nur noch bei den Menschenaffen vorfindet. Wie am unteren Ende des Oberschenkelknochens die Gelenkhöhle stark nach hinten verlängert und die Gelenkrube weit mehr vertieft ist als beim heutigen Menschen, ist gleicherweise der Kopf des Schienbeins auffallend stark nach hinten abgeknickt. Wenn wir nun die Beinnochen aufeinanderstellen und sie gegeneinander, wie es einst im Leben geschah, bewegen, so erkennen wir mit Staunen, daß der Bau des Kniegelenks ein solcher ist, daß es jenen Menschen ganz unmöglich war, mit gestreckten Knien zu gehen oder sie gar durchzudrücken, wie es vom heutigen Menschen beim Paradeschritt verlangt wird.

Auch die einzig erhaltene oberste Rippe und das Schlüsselbein sind höchst zierlich gebaut, so daß sie durchaus nicht zu dem enormen, grubegriffmännlichen Schädel zu passen scheinen, und doch gehören sie zusammen. Am Schädel tritt wie bei den Menschenaffen der Stirnteil vollständig gegenüber dem schnauzenartig vorspringenden Rieferteil zurück. Nach den gewaltigen Augenhöhlen zu schließen, müssen die jedenfalls dunkelgefärbten Augen eine unheimliche Größe gehabt haben. Um nun diese weitaus wichtigsten Sinnesorgane bei den grimmigen Kämpfern, die diese Menschen unter sich und mit den wilden Tieren auszupfechten hatten, vor etwaigen Verletzungen zu schützen, waren die Augenhöhlen oben von vorspringenden Knochenwülsten begrenzt, von denen wir nur noch bei den Australnegern Spuren finden. Bei unserem jugendlichen Individuum waren diese Ueberaugenwülste noch nicht so stark ausgebildet, wie wir sie bei älteren Exemplaren des Neandertalers antreffen, da sie bei diesen wie bei den Menschenaffen erst nach Abschluß des Körperwachstums zu ihrer vollen Größe ausgebildet wurden.

Durch eine feichte Grube von ihnen getrennt, beginnt die überaus niedrige, schmale Stirne, die noch stark gegenüber dem gewaltigen, mehr den vegetativen Funktionen dienenden Hinterhaupte zurücktrat, als Beweis dafür, daß das Organ des überlegenden Verstandes noch nicht so stark ausgebildet war als beim heutigen Menschen, besonders dem Kulturmenschen. Auffallend klein ist der hinter dem schmalen Gehörgang gelegene Zitzenfortsatz; auch die Jochbogen stehen nicht stark vor, obwohl gewaltige Kaumuskeln zur Bewegung des immensen Gebisses unter ihnen hindurchtreten. Seitlich erstreckten sie sich an den Schläfen vorbei so weit nach oben, daß sie wie bei den Menschenaffen in der Scheitellinie zusammentrafen. Von den heute lebenden niederen Menschenstämmen zeigen die Eskimos noch am deutlichsten diese primitiven Verhältnisse.

In dem mäßig hohen Gesicht stehen die Augenhöhlen auffallend weit auseinander. Zwischen ihnen findet sich eine sehr

breite, tief eingefaltete Nasenwurzel, darunter liegen gewaltige Nasenlöcher, die einst im Leben von einer breiten, flachen Nase mit großen quergestellten, mehr nach vorn als nach unten schauenden Nasenlöchern bedeckt waren. Unter den heutigen Primitiven zeigen die Australnegern diese Nasenform noch am deutlichsten.

Diese häßliche Stumpfnase sah der Schnauze auf, die jedenfalls von einem sehr breiten, mit beweglichen, eher schmalen als wulstigen Lippen eingefachten Munde durchzogen war. Welche tierische Kraft lag in diesen enorm starken Kiefern, die entsprechend große und langwurzelige Zähne trugen! Die fast fingerdicken Unterkieferäste sind viel länger, als sie irgend eine heute lebende Menschenrasse besitzt. Selbst beim Neandertaler waren sie bedeutend kürzer und bei ihm standen die Kronen- und Gelenkfortsätze senkrecht dazu, während sie beim Acheuléenjäger von Le Moustier nach hinten zu geneigt waren. In den Zähnen übertrifft, abgesehen von ihrer Größe und Stärke, die ausgiebige Schmelzfärbung und eine wunderbare Frische des Reliefs, wie sie bisher bei keinem fossilen Menschen gefunden wurde. Die vorderen Backenzähne weisen vielfach noch zwei Wurzeln auf, während sie beim heutigen Menschen in der Regel nur noch eine einzige besitzen. Zudem nehmen die Mahlzähne von vorne nach hinten an Stärke zu, während das Verhältnis beim heutigen Menschen vielmehr ein umgekehrtes ist und die Weisheitszähne mehr und mehr verkümmern, ja, in manchen Fällen überhaupt nicht mehr gebildet werden.

Wie am Oberkiefer der enorm breite und ganz flache Gaumen, so erinnert die Bildung des völlig kinnlosen Unterkiefers völlig an die der Menschenaffen. Das spezifisch menschliche Kinn fehlt ihm durchaus; statt vorzuspringen und die bekannte Spitze zu bilden, biegen die kräftigen Unterkieferäste an ihrer Vereinigungsstelle vorn rasch nach hinten zu ab. Dies und der durch Beleuchtung mit Röntgenstrahlen nachweisbare Mangel an Muskelzugbälkchen im schwammigen Innern des Knochens da, wo innen die beiden, die Zunge beim Sprechen vorzugsweise bewegenden Musculi genioglossi sich ansetzen, deuten mit Sicherheit darauf hin, daß das Sprachvermögen bei diesem Menschen noch wenig entwickelt war. Bei der Mangelhaftigkeit der Lautsprache wird aber die Geberdensprache um so besser entwickelt gewesen sein. Spielt sie doch noch bei einzelnen niederen Stämmen der Gegenwart eine so überaus wichtige Rolle, daß sie sich im Dunkeln nicht mehr zu verständigen vermögen. Erst beim Mammut- und Renntierjäger der frühen Neolithzeit, der sehr viel später als dieser Ureuropäer, nämlich vor 20 bis 25 000 Jahren lebte, hochgewachsen und langgliedrig war und auf einer wesentlich höheren Kulturstufe stand, bildet das Kinn wenigstens einen rechten Winkel, um beim allerlei Haustiere züchtenden und primitiven Gachbau treibenden, vor 6 bis 8000 Jahren lebenden Neolithiker erst die stark vorspringende Spitze zu bilden, wie wir sie beim Kulturmenschen finden als Zeichen dafür, daß nunmehr die Sprachfähigkeit ihre volle Ausbildung erlangt hatte.

## Kleines feuilleton.

### Hygienisches.

Ob der Deutsche in den Tropen wohnen kann, ist eine Frage, die neuerdings immer häufiger und gründlicher erörtert wird. Zu den Sachverständigen, die eine Verantwortung gegeben haben, gesellt sich jetzt der Generalarzt beim Schutztruppenkommando im Reichskolonialamt, Prof. Steudel, der einen belehrenden Aufsatz über dies Thema im Archiv für Schiff- und Tropenhygiene veröffentlicht hat. Dieser Kenner des Tropenclimas und seiner Einflüsse auf den menschlichen Körper kommt zu ziemlich ungünstigen Schlüssen, die in dem Satz gipfeln, daß der Deutsche wenigstens in den Niederungen der Tropen nicht längere Zeit zu leben vermag und daß die afrikanischen Besitzungen, soweit sie im Tropengürtel liegen, zwar mit den Köpfen der weißen Rasse, aber mit den Armen der Eingeborenen entwickelt werden müssen (?). Auch die höheren Gegenden machen von der Einschränkung der Wohnbarkeit durch Europäer keine Ausnahme. Um zu einer mittleren Jahrestemperatur zu gelangen, wie sie der Bewohner der gemäßigten Zone gewohnt ist, muß der Mensch Höhen aufsuchen, die sich zum dauernden Aufenthalt wiederum wegen der starken Luftverdünnung nicht eignen. Im Gesamtcharakter des Klimas sind die tropischen Gebirgsorte immerhin den tropischen Niederungen noch ähnlicher als der gemäßigten Zone. Mindestens müßte erst noch sicher gestellt werden, daß der erfrischende Einfluß, den der Europäer beim Hinaufsteigen von der tropischen Küste ins tropische Gebirge empfindet, wirklich vorhält oder ob nach längerer Zeit doch wegen des Mangels des jahreszeitlichen Wechsels, wie er ihn aus seiner Heimat gewohnt ist, eine Erschlaffung und allmähliche Entartung eintritt. Auch wenn bei einem Europäer dieser Versuch vollkommen gelänge, würde zum Nachweis einer eigentlichen Wohnbarkeit des tropischen Gebirges noch immer festzustellen sein, daß auch die Kinder und Kindeskinder, die etwa dort geboren werden, sich ohne Verschlechterung der Rasse zu halten vermögen. Nach den Erfahrungen, die darüber bisher vorliegen, scheinen die Aussichten nicht günstig zu sein.